

Vor vier Jahren und vier Monaten explodierte der Reaktorblock 4 des Kernkraftwerks Tschernobyl, 140 Kilometer nördlich der ukrainischen Hauptstadt Kiew. Der 26. April 1986 war für die Ukraine der Beginn einer neuen Zeitrechnung: Die freigesetzte Strahlung hat das Leben Hundertter, vielleicht Tausender Menschen zerstört.

Thomas Weibel

«StoP»: Das Schild am Schlagbaum – rot, achteckig und leicht angerostet – macht klar, dass hier nicht jedermann erwünscht ist. Hier beginnt die Zone, der 30-Kilometer-Sperrgürtel um das Atomkraftwerk, das vor vier Jahren und vier Monaten explodiert ist. Zwei hochgewachsene Milizionäre lehnen am Schrankenhäuschen. Nach kurzer Diskussion, mit misstrauischen Blicken geben sie die Strasse frei. Dann heisst es umsteigen in den Zombibus. Das Gefährt der Marke «Karus» ist allerschwach und klappig, die rosaroten Vorhänge an den Fenstern ausgebleicht. Das Glas über dem grossen Tachometer ist zerbrochen. Der Chauffeur hat Mühe, die Gänge zu wechseln. Oft genug gelingt es ihm nur mit Brachialgewalt, worauf das Getriebe jedesmal mit einem metallischen Aufschrei antwortet. Draussen gleitet die fruchtbare Landschaft vorüber: Weite Felder, ausgedehnte Waldstücke, in einiger Entfernung ein erstes Dorf – nichts lässt erahnen, welche Katastrophe sich hier abgespielt hat. Dann aber wird die Veränderung deutlich. Auf einen Schlag – wir befinden uns kurz vor dem Kraftwerk – beginnt sich der Wald zu lichten: Die Bäume sind verdorrt, astlos, vom Wind leicht zur Seite gebogen: Die Strahlung hat sie sofort getötet. Die Dörfer, an denen wir vorbeifahren, sind ausgestorben: Wer hier gelebt hat, ist längst evakuiert – in eine karge Neubaufahrung am Rande von Kiew oder in ein Spital. Auch Vögel gibt es keine mehr. Die Stille ist erdrückend.

Tschernobyl. Ein kleines, reizendes ukrainisches Provinzdörfchen, ganz in Grün getaucht, voller Kirschen- und Apfelbäume. Im Sommer haben hier die Kiewer, die Moskauer und die Leningrader gern ihren Urlaub verbracht. Sie kamen für eine längere Zeit, oft für den ganzen Sommer, mit Kind und Kegel, nahmen sich eine «Datscha», das heisst Zimmer in den einstöckigen Holzhäusern, bereiteten hier ihre Vorräte an Eingekochtem und Eingekochtem für den Winter zu, sammelten Pilze, die es in den hiesigen Wäldern in Hülle und Fülle gibt, sonnten sich an den herrlich sauberen Sandstränden des Kiewer «Meerso» – des grossen Stausees – und angelten.

Aus den «Protokollen einer Katastrophe» des Kiewer Arztes, Schriftstellers und Politikers Jurij Schitscherbak.

Samstag, 26. April 1986, kurz nach Mitternacht. Schichtwechsel. *Sergej Gasin*, als Oberingenieur verantwortlich für die Turbine des Reaktorblocks 4, hat Feierabend. Er hat das Experiment vorbereitet, das nun über die Bühne gehen soll. Gasin ist gespannt, ob der Versuch, an dem er lange gearbeitet hat, klappen wird. Das Ziel ist es, herauszufinden, wie lange die Turbine im Fall einer Schnellabschaltung ausläuft und noch genügend Strom liefert. Damit der Versuch nicht am automatischen Sicherheitssystem scheitert, haben die Techniker die Ab-



Eine Stätte nuklearen Grauens: Der von einem schwarzen Stahlbetonmantel umschlossene Unglücksreaktor von Tschernobyl. (Bilder: Thomas Weibel/Beat Bieler)

schaltautomatik des Reaktors ausgeschaltet. 01.23 Uhr. Es ist soweit. Anstatt nach Hause zu gehen, hat sich Jungeselle *Sergej Gasin* umgezogen, steht nun im Kontrollraum und blickt gebannt auf die Messinstrumente. Die Mannschaft beginnt mit dem Experiment. Die Turbineneinlassventile an der Test-Turbine werden geschlossen, der Dampf abgeschnitten, die Zeit läuft.

Da erschüttern zwei gewaltige Explosionen das Gebäude, kurz darauf eine dritte. Der Schichtleiter, starr vor Schreck, reagiert endlich, versucht, die Steuerstäbe in den wildgewordenen Reaktorkern einzufahren, kommt um wenige Sekunden zu spät: Bereits hat sich das in grossen Mengen entstandene Wasserstoffgas entzündet und das Reaktorgebäude in die Luft gesprengt. Das Graphit beginnt zu brennen, die ungeheure Hitze schleudert die tödlich strahlende Fracht kilometerhoch in den Himmel. In der 48 000-Seelen-Stadt Pripjat, zwei Kilometer vom Reaktor entfernt, erahnt niemand die Gefahr, die mit dem nächtlich-warmen Aprilwind zu den offenen Schlafzimmernfenstern herinweht.

4 Jahre nach Tschernobyl sind die Folgen der Reaktorkatastrophe für die nähere Umgebung noch nicht vollständig abschätzbar. Neben den vergleichsweise noch recht gut abzuschätzenden gesundheitlichen Risiken der Strahlungsergüsse ergaben sich eine Reihe sozio-ökonomischer und psychischer Probleme, die schwer quantifizierbar und noch schwieriger auf andere Gesellschaftssysteme übertragbar sind.

Aus dem Bericht «Tschernobyl: Radiologische Fakten und Folgerungen für die Risikodiskussion» von PD Dr. Werner Burkart.

Strahlenschutz-Spezialist am Paul Scherrer Institut, 5303 Würenlingen.

Gespensisch sieht er aus: Der Reaktorblock 4, einst Stolz der Sowjetunion, ist heute eine Stätte nuklearen Grauens. Ein mächtiger, schwarzer, sägähnlicher Bau dämmt die Strahlung notdürftig ein. Die tonnenschweren Betonwände, die nach der Katastrophe von Tausenden von Bauarbeitern in fieberhafter Eile und wegen der Strahlung in oft nur minutenkurzen Einsätzen errichtet wurden, nennt man den «Sarkophag». Auch hier herrscht lähmende Stille, einzig durchbrochen vom hektischen Klirren der Geigerzähler. Tagelang wütete hier das nukleare Feuer. Helikopterpiloten waren Tausende von Tonnen Blei, Bor, Dolomit und Sand über der Reaktorgrube ab. Erst Tage später gelang es ihnen, das atomare Feuer zu löschen. Unter dem schwarzen Bollwerk aus Stahl und Stein liegen die strahlenden, noch immer über 250 Grad heissen Überreste des geschmolzenen Reaktors ebenso begraben wie die Hoffnung der Partei auf den Aufbau des grössten Atomkraftwerks der Welt.

31 Feuerwehrleute bezahlten ihren Kampf gegen die Katastrophe mit dem Leben. Einige von ihnen mussten in Bleisärgen beerdigt werden, weil ihre Leichen so stark strahlten. Heute werden sie verehrt als Helden der Sowjetunion. Ihre Gesichter lächeln vom Anschlagbrett im Zwillingsreaktorblock 3, der heute noch in Betrieb steht. Und gleich neben den Fotos hängt der handgeschriebene Zettel mit den Öffnungszeiten der Kantine.

Auch in der Sowjetunion glaubt man in absehbarer Zukunft auf Atomenergie nicht verzichten zu können; selbst veraltete und technisch überholte Reaktoren des in Tschernobyl verwendeten Typs werden weiterbetrieben. Es ist offensichtlich, dass auch in Zukunft die Möglichkeit von Reaktorunfällen in Notfallplänen einbezogen werden muss.

Aus dem Bericht an das Deutsche Rote Kreuz über die Mission einer Expertengruppe der Liga der Organisationen des Roten Kreuzes und des Roten Halbmondes in die vom Reaktorunfall in Tschernobyl betroffenen Gebiete der Sowjetunion vom Januar 1990.

Nein. Er habe gegen keinerlei Bestimmungen verstossen. Sicherheitsvorschriften, die ein solches Vorgehen verboten hätten, habe es bis zum 26. April 1986 nicht gegeben, sagt mit unbewegter Miene *Sergej Gasin*, der Turbineningenieur. Neben ihm sitzt *Leonid Wodolashko*, damals Schichtleiter im Reaktorblock 4 von Tschernobyl. Wodolashko fällt *Gasin* ins Wort, erreift sich: «Die Anlage war mangelhaft; die Vorschriften hatten Lücken». Ein Versagen der Bedienungsmannschaft? «Nein, bestimmt nicht».

Als der Reaktor explodiert, schlafen *Leonid Wodolashko*, seine Frau und seine beiden Kinder in ihrer Wohnung an der Stalingrad-Allee in Pripjat. Um sechs Uhr, beim Aufstehen, sieht er den Rauch, der schwarz und schwer über dem Kraftwerk hängt. «Ich habe mich gewundert», erzählt er. Seine Familie hat er nicht gewarnt. Um acht Uhr fährt er zur Schicht, erkennt das Ausmass der Katastrophe. Und hat keine Möglichkeit mehr, etwas zu unternehmen, seine Familie zu schützen.

Sergej Gasin und *Leonid Wodolashko* leben heute in der Dreimillionenstadt Kiew, wo ihnen der Staat neue Wohnungen am Stadtrand zur Verfügung gestellt hat. Sie arbeiten bei der staatlichen Kontrollbehörde für Atomkraftwerke. Beide leiden seit dem Unfall an Körperschwäche, an Konzentrationsschwierigkeiten, beide sind sie viel reizbarer als zuvor. Und beide erhalten sie vom Staat die monatlichen 30 Rubel, um den Aufpreis für «saubere», unversehrte Nahrung bezahlen zu können. Sie nennen es «Grobwojce», Sarggeld.

TT-Serie: 4 Jahre nach Tschernobyl

TT. Auf Einladung der beiden Vereinigungen Ärzte für soziale Verantwortung (PSR) und Ärzte für den Umweltschutz sowie der Umweltorganisation WWF, SGU, SES und Naturfreunde Schweiz bereiste eine Gruppe von Politikern und Journalisten die Ukraine, um sich ein Bild von den Ausmassen der Reaktorkatastrophe machen zu können. Unter ihnen befand sich auch TT-Redaktor *Thomas Weibel*. In der ersten, obenstehenden Folge beschreibt er den Reaktor und die Explosion, die zweite Folge wird die Geisterstadt Pripjat und die Evakuierung zum Thema haben. In der dritten und letzten Folge schliesslich soll das Elend der Bevölkerung der Kleinstadt Poleskoje beschrieben werden, die demnächst evakuiert werden soll.

СЛУЖБА РЪ НАПОМИНАЕТ

ТРЕБОВАНИ: ПО ОБЕСПЕЧЕНИЮ РЪ В 30-КМ ЗОНЕ РАСПРОСТРАНЯЮТСЯ НА ВСЕХ АСПЕКТАХ ОТ ИХ НЕОТВЕТСТВЕННОСТИ ПРИНАДЛЕЖНОСТИ

РЕБОВАНИЯ ПО РЪ К ПЕРСОНАЛУ В 30-КМ ЗОНЕ:

РАБОТА ДОПУСКАЕТСЯ ТОЛЬКО В ПРОМАРКИРОВАННОЙ СПЕЦОДЕЖДЕ, ГЛАЗОВЫХ УБОРАХ, РЕСПИРАТОРАХ, СПЕЦОБУВИ С ИНДИВИДУАЛЬНЫМИ ДОЗИМЕТРАМИ.

ЗАПРЕЩАЕТСЯ

СПОР И ИСПОЛЗОВАНИЕ В ПИЩУ С ПРИСЛАВЛЯЮЩИХ ЧАСТЕЙ И ЛЕСОВ

ЭТО ДОЛЖЕН ЗНАТЬ КАЖДЫЙ

ОБЕЗПЕЧИТЬ ТЩАТЕЛЬНО СОБЛАДАТЬ МЕЖРАДИАЦИОННОЙ БЕЗОПАСНОСТИ И ЛичНОЙ ГИГИЕНЫ

РАБОТА В 30-КМ ЗОНЕ РАЗРЕШАЕТСЯ ТОЛЬКО В ПРОМАРКИРОВАННОЙ СПЕЦОДЕЖДЕ, ГЛАЗОВЫХ УБОРАХ, РЕСПИРАТОРАХ, СПЕЦОБУВИ С ИНДИВИДУАЛЬНЫМИ ДОЗИМЕТРАМИ.

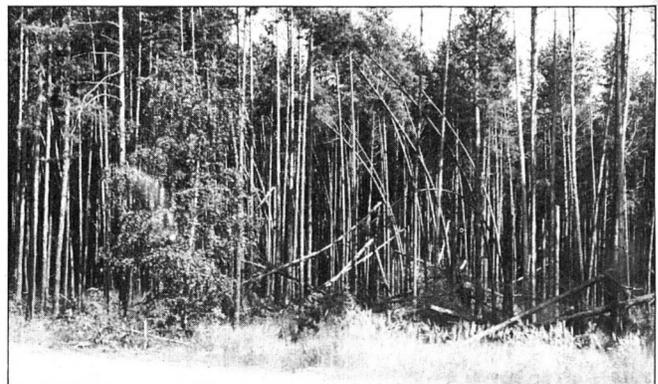
СПОР И ИСПОЛЗОВАНИЕ В ПИЩУ С ПРИСЛАВЛЯЮЩИХ ЧАСТЕЙ И ЛЕСОВ

ПРЕВЫШЕНИЕ ПЕРСОНАЛА В 30-КМ ЗОНЕ БЕ СПЕЦОДЕЖДЕ ИНДИВИДУАЛЬНОЙ ЗАЩИТЫ И ИНДИВИДУАЛЬНОГО ДОЗИМЕТРИЧЕСКОГО КОНТРОЛЯ ЗАПРЕЩАЕТСЯ

В ЗОНЕ ЗАПРЕЩАЕТСЯ ПОЛЬЗОВАТЬСЯ КОСМЕТИЧЕСКИМИ СРЕДСТВАМИ, ПИТЬ ВОДУ ИЗ КОЛОДЕЦЕЙ, РЕК, ВОДОЕМОВ

НАРУШЕНИЕ ПРАВА РЪ ПЕРСОНАЛА В ЗОНЕ РАСПРОСТРАНЯЕТСЯ КАК НАД

Warnschild an der Zonengrenze: Baden, Angeln, das Essen von Äpfeln, Birnen, Beeren und Pilzen – alles ist verboten.



Als hätte ein Atomkrieg stattgefunden: Die Baumstämme sind trocken wie Zunder. Die Wälder fanden den akuten Strahlentod.